

dtv

In einem intimen Moment stellt eine junge Frau ihrem Liebhaber jene gefährliche Frage, die unschuldig klingt und doch schon den Keim der Eifersucht enthält: Wie war das eigentlich mit dir, bevor wir uns kannten? Seine Antwort gerät zu einem Gespinnst aus Wahrheit und Dichtung, einem wahren Lügenpalast, errichtet aus soliden Bausteinen von Wirklichkeit. Frankfurt ist dabei die phantastische Bühne für ein schwebendes, groteskes Gesellschaftstheater: Muss eine Familie, müssen zwei Ehen zerfallen, damit ein glückliches Paar sich findet?

»Ohne Zynismus, aber mit heiterster Ironie, mit großem Erzählwitz und dramaturgischem Geschick zeichnet Martin Mosebach das Sittenbild einer feinen Gesellschaft, die einen Augenblick ganz unentschlossen zwischen Noblesse und Dekadenz schwankt, ehe sie stürzt.« (Roman Bucheli, *Neue Zürcher Zeitung*)

Martin Mosebach, geboren 1951 in Frankfurt am Main, lebt dort seit Abschluss des Studiums der Rechtswissenschaften als Schriftsteller. Er schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte, Essays und Libretti, für die er zahlreiche Auszeichnungen erhalten hat, u. a. den Heimito-von-Doderer-Preis, den Heinrich-von-Kleist-Preis, den Großen Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und den Georg-Büchner-Preis. Zuletzt erschienen von Martin Mosebach der Roman ›Der Mond und das Mädchen‹ (2007), der Reisebericht ›Stadt der wilden Hunde. Nachrichten aus dem alltäglichen Indien‹ (2008) und die Essays ›Als das Reisen noch geholfen hat‹ (2011).

Martin Mosebach
Was davor geschah

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Martin Mosebach
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

- ›Das Grab der Pulcinellen‹ (12863)
- ›Das Bett‹ (13069)
- ›Der Nebelfürst‹ (13119)
- ›Ruppertshain‹ (13159)
- ›Westend‹ (13240)
- ›Rotkäppchen und der Wolf‹ (13493)
- ›Das Beben‹ (13568)
- ›Die Türkin‹ (13674)
- ›Eine lange Nacht‹ (13738)
- ›Schöne Literatur‹ (13837)
- ›Der Mond und das Mädchen‹ (13902)

Der Autor dankt dem Wissenschaftskolleg zu Berlin
für Gastfreundschaft und Unterstützung.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlages
© 2010 Carl Hanser Verlag München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung nach einem Entwurf von Peter-Andreas Hassiepen
Umschlagbild: Nikolaus Heidelberg
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14105-5

1.

Musikalische Introduction

»Wie war das...?«

»Wie war was?«

»Als es mich noch nicht gab?«

»Das war, als ich ein halbes Jahr allein in Frankfurt lebte...«

»Wie war das, als du allein in Frankfurt gelebt hast?«

»Ach, das war nichts Besonderes, das war so...«

Eine Wohnung habe ich schnell gefunden, einfach weil ich die erste beste genommen habe. Nein, nicht die erste beste. Es war buchstäblich die erste, die man mir zeigte, und ich habe sofort zugegriffen, obwohl sie zu teuer für mich war. Das Licht in dem Zimmer, das zur Straße hinausging, hat mich verführt. Keine auffällig schöne Straße, nebenbei. Häuser, kurz vor dem Ersten Weltkrieg gebaut; erstaunlich, daß das billige Bauen, die dünnen Mauern, die mickrigen Proportionen da schon angefangen hatten, obwohl der große Paukenschlag, der die Verwüstung der Städte einleitete, noch gar nicht herniedergedonnert war; er schwebte noch in der Luft über dem Fell, und doch hatten die Bauherren und Architekten das Neue schon gerochen und zogen daraus ihre kapitalvermehreren Schlüsse. Aber das Licht in dem großen Zimmer, das hatten sie nicht geplant. Das wurde von einer riesenhaften Kastanie hervorgebracht, die auf der anderen Straßenseite stand, so hoch wie die dreistöckigen Häuser, aber von den Lasten ihrer Laubmeere gebeugt, sie wölbte

sich über der Fahrbahn und neigte sich meiner Wohnung entgegen, man glaubte, vor dem schmalen Balkon meines Zimmers geradezu in ihre gefächerten hellgrünen Blätter greifen zu können. Die Kastanie war wie ein gigantischer Schwamm, der das flüssige Sonnenlicht in sich hineinsaugte und auf den sanften Druck des Sommerwindes hin wieder abgab, hellgrün gefärbt wie das Wasser in einem großen alten Glas. Das ganze Fenster war von der wäßrig wogenden Blättermasse ausgefüllt, das Kastanienlaub, unten breit und rund, am Stiel spitz zusammenlaufend und an einem einzigen Punkt aufgehängt, war in stiller Bewegung, das dem Atmen eines Körpers glich. Eines Körpers, der scheinbar voluminös und undurchdringlich war, in Wahrheit aber nur aus Luft bestand und aus den zarten Laubmembranen.

»Es ist hier allerdings recht dunkel«, sagte der Hausmeister, der mir die Wohnung aufgeschlossen hatte. Nein, dunkel war es nicht, sondern dämmerig wie in einer von Sonnenpünktchen gesprenkelten Laube. Gegen Abend – vom geröteten Himmel war freilich nichts zu sehen – vertiefte sich für eine kostbare halbe Stunde das Grün, das frisch Grasige wurde satter, smaragdfarben, und enthielt noch genügend schweres Licht, als das Zimmer schon ganz in die Nacht versunken war. Dies Licht strahlte jetzt aber nicht mehr, sondern wurde körperlich, es blieb im Leib der Krone eingeschlossen, wie das Licht sehr früher Kirchenfenster nur die Glasstücke erglücken läßt, aber die Kapelle nicht ausleuchtet. An meinem ersten Abend in der Wohnung setzte ich mich auf einen Stuhl in der Mitte des Zimmers und sah auf das Fenster wie auf eine Filmleinwand. Ich glaubte, niemals in einem schöneren Zimmer gewesen zu sein.

Die Straße war leicht gebogen, das ging noch auf den Feldweg zurück, der hier durch Wiesen geführt hatte, bevor das ganze Viertel in einem Wurf geplant worden war. Daß

der Baum älter als die Häuser war, verriet nicht nur seine Höhe, sondern auch das Vorgartenmäuerchen zu seinen Füßen, das respektvoll um ihn herum führte. Dies kleine Zeichen der Bewunderung für seine Schönheit bewies, daß die Planer sich damals nicht als göttergleich empfanden, als besäßen sie das Privileg, Welten zu schaffen, als habe es vor ihnen nichts gegeben. Der Baum durfte aus einer vergangenen Ländlichkeit in die städtische Gegenwart hineinragen, und inzwischen war auch die neue Zeit zwar nicht alt, aber doch schon ältlich geworden, und der Baum steckte immer noch voller Lebenskraft und war alt und jugendlich zugleich, unter seiner grünen Hülle eine Heimat für tausend kleine Lebewesen. Vor allem aber für eines: Das machte sich aber erst am nächsten Abend bemerkbar.

Bei der ersten knappen Flötenphrase war es mir schon klar: dies war keine Amsel und keine Meise. Diese Stimme gehörte nicht einem der Singvögel, die sonst in dieser Stadt umherflatterten, Spatzen gab es erstaunlich wenige, dafür aber dicke Tauben, Krähen und Elstern, das Großgeflügel trug wahrscheinlich seinen Anteil Schuld am Verschwinden der kleinen. Dieser Flötenton aber war etwas ganz anderes als das Piepsen, das sonst aus einem Vogelkörperchen dringt. Es ließ mich aufhorchen, so wie das Parkett die Ohren spitzt, wenn in einer Oper die Diva ihre ersten Töne hinter der Kulisse singt, gedämpft und fern, und doch weiß jeder: Das ist sie – jetzt geht's los. Was da aber vor meinem Fenster hinter den Kaskaden herabstürzender Blätter nun losgehen sollte, dies hielt mich mindestens ebenso in Bann wie der Gesang der Operngöttin ihren Verehrer. Der weiß ja, was er erwarten darf, und hofft nur, daß sie so schön singen wird wie auf ihrer besten Aufnahme, die er auswendig kennt. Ich hingegen war unvorbereitet, oder besser, es gab in mir nur eine Vorstellung aus der Literatur, eine von Lyrik gezüchtete

Phantasie ohne größeren Wirklichkeitsgehalt als der Vogel Phönix – und doch, sie genügte, denn sie beschwor tatsächlich etwas Außerordentliches. Und so wußte ich, während die Dämmerung sich von der Hinterwand des Zimmers allmählich im Raum ausbreitete und das Laub draußen nur noch für sich selbst leuchtete: Das ist eine Nachtigall.

Sie hat einen Alt, dachte ich, wie man über eine Sängerin spricht. Und wirklich war dies Flöten nicht mit der Hervorbringung eines Musikinstruments aus Holz oder Silber vergleichbar, obwohl es so rein klang, so ungemischt und schlackenlos, wie man das mit einer Mechanik, einem Apparat verbindet. Aber man hat gewissen Sängerinnen nicht umsonst den Ruhmesnamen einer Nachtigall verliehen, das bestätigte sich jetzt. Eine bestimmte äußerst künstliche und kunstvolle Gesangstechnik des neunzehnten Jahrhunderts, inzwischen gänzlich aus den Opernhäusern verschwunden, zum letzten Mal vielleicht von Amelita Galli-Curci beherrscht, war ohne Zweifel vom Nachtigallengesang inspiriert. Töne, von denen man nicht glauben kann, daß sie von menschlichen Lippen, Zungen, Zähnen, Gaumen und Kehlen gebildet werden, sondern die als glattgeschliffene, zarte Körper im Menschenleib wohnen und ihn zuweilen wie ein Schwarm silberner Fische mit dem Atem zu verlassen scheinen, während die Sängerin selbst in verzauberter Unbeweglichkeit dies tönende Wunder bestaunt. Jetzt erst eröffnete sich mir in ganzer Fülle das Wort »Gurgel«. Die Nachtigall war ganz Gurgel, und aus dieser Gurgel sprudelte es und schluchzte es, gurrte und jubelte es in kühnen Läufen, die zu Koloraturen wurden und in sattem Schnarren wie aus dem Innern einer feuervergoldeten Pendule endeten. Der Name, der den Gesang der Nachtigall am genauesten erfaßte, war ihr französischer: Rossignol, ein rollendes R wie aus ihrer Kehle, die köstliche Tiefe des Alt und der kapriolierende

Aufstieg der Phrase in die Lüfte, alles war in den drei Silben eingefangen.

Denn es war zum Staunen: Sängerinnen, die Vergleichbares leisteten, hatten ihre Körper schwer und unförmig werden lassen, und das geschah keineswegs in ästhetischem Widerspruch zu ihrer Stimme, denn die flötenhafte Schwerelosigkeit war auch das Ergebnis von Kraft. Von der Nachtigall wußte ich nur, daß sie winzig sei, bräunlich, wie einer der selten gewordenen Spatzen, aber schlanker, ein wenig gestreckter, kindlich-edler. Ich vermutete, daß ich sie nicht finden würde, so ausdauernd ich auch in die grünen Fluten starrte. Sie saß dort im Innern allein, wie ein einsamer Sängerknabe unter der Peterskuppel, sie machte in Ermangelung eines klangtragenden Körpers den ganzen Baum zu ihrem Resonanzraum. Und ihre Kraft entsprach diesem Riesenraum.

Die ganze Straße lag in jenem tiefen Schweigen, wie es in manchen Augenblicken nur in Großstadtstraßen möglich ist, die unversehens erscheinen können, als habe eine Katastrophe sie entvölkert. Herrschte dies Schweigen nur, damit die Kraft der Nachtigall sich ungestört entfalte? Ihr Gesang war eine Demonstration dieser Kraft. Zuerst bewunderte ich die goldene volle Tiefe der Töne, aber dann kam eine kurze Stille, eine Atempause, die eine noch kräftigere Salve vorbereitete. Ein müheloses Schmettern und Triumphieren lag jetzt in ihrem Gesang, ich meinte den Willen zu spüren, durch Unermüdlichkeit und sich immer weiter steigende Anläufe zu verblüffen. Ihr Gesang wurde zu einem Ausdruck der Unbesiegbarkeit. Das war kein Lockgesang. Die Nachtigall bedurfte keines weiteren Wesens, sie piff nicht listig oder verzweifelt, um auf sich aufmerksam zu machen, sie sang, wie ein Stern strahlt in der kosmischen leeren Nacht. Ob glücklich oder unglücklich – das waren keine Kategorien

für die Nachtigall. Ihre Sehnsucht war erfüllt, sie bedurfte keiner Hoffnung, kein Augenblick in ihrem Leben war vorstellbar, der sie über den gegenwärtigen Zustand hinausführen würde.

Gedichte hatten mich auf die Nachtigall vorbereitet, Hafis und Brentano, aber nun, als ich die Nachtigall endlich hörte und erfuhr, welche Lautfülle sich hinter diesem Namen verbarg, der nur ein Signalwort zur Erzeugung einer bestimmten poetischen Atmosphäre gewesen war, erschien es mir unversehens als hochgefährlich, die Nachtigall in ein kunstvolles lyrisches Zeilengespinnst hineinzupflanzen. Nie mehr würde ich vergessen, was eine Nachtigall wirklich war: kein Gewürz, kein Parfum, kein Symbol, sondern eine Gewalt, deren bloße Nennung jedes Gedicht aus dem Gleichgewicht brachte, das schwanke lyrische Boot mußte kentern, wenn die körperlose Nachtigall an Bord ging, wenn sie aufstieg als das eigentliche, das unübertreffliche Chef d'œuvre, ein Lebewesen, das mit seiner Kunst identisch war und pulsierend und stolz jedes Kunstwerk übertraf.

Hörte sie niemals auf? Ich erinnere mich nicht an das Ende des Gesangs. Ich war so gebannt, daß ich darüber einschliefe – dies war einmal der keineswegs untypische Fall, daß nicht die Langeweile, sondern das Entzücken in den Schlaf hinübergleiten ließ, während die Sängerin sich immer noch steigerte und die vorangegangenen Triumphe zum Fundament für noch größere Siege machte.

Dann war ich zwei Tage verreist, und als ich am dritten Tag, wieder gegen Abend, nach Hause kam und in meine Straße einbog, empfing mich dort eine eigentümliche Helligkeit und Reinlichkeit, die ich als Stimmung nicht in Erinnerung hatte. Auch im Abendlicht sah die Straße aufgeräumt bis zur Blankheit aus, ihre perspektivische Verjüngung war wie mit einem Kurvenlineal gezeichnet. Dann wurde es mir

klar, nach einem zeitlosen Augenblick der Verwirrung: Der Baum war weg – seine Schattenmassen lagen nicht mehr über der Straße. War da überhaupt ein Baum gewesen? Das Gartenmüerchen führte immer noch um die Stelle herum, an der er gewurzelt hatte. Aber es umrahmte jetzt einen mit der Motorsäge abgeschnittenen Stumpf. Die Ränder waren hellgelb, aber das Mark des Stammes sah aus wie zerkrümelter Tabak. Der Stamm war offenbar gänzlich verfault gewesen. Wäre der Baum umgestürzt, er hätte vermutlich meinen Balkon in die Tiefe gerissen.

2.

Der geheimnisvolle Mieter

Ich sagte schon, daß die kleine Wohnung, in die ich gezogen war, in einer stillen, für mich eigentlich zu teuren Gegend lag, ältere und Nachkriegsmietshäuser wechselten sich in der Straße ab, eine sterile Stille lag über ihr, kein Bierlokal und kein Lebensmittelladen war in der Nähe, es gab eigentlich wirklich keinen Grund, hierher zu ziehen, es war auch nicht nahe zur nächsten U-Bahn-Haltestelle. Das scheint zu einer deutschen Stadt zu gehören: Große Regionen der Totheit, eine Art urbaner Holzwolle, in die die belebteren Teile eingepackt sind und in denen alle Bewohner sich miteinander verabredet haben, möglichst unsichtbar zu bleiben.

Gegenüber hatte sich wohl einmal ein Schlüsselgeschäft etabliert, das vor kurzem umgezogen war, nur die Leuchtreklame – ein großer Sicherheitsschlüssel, von einer roten Neonlinie umgeben – war an dem Haus zurückgeblieben und wurde immer noch allnächtlich angeschaltet. Dieser rotglühende Schlüssel war nun zu einer Fassadendekoration geworden, die eine vieldeutige Botschaft verbreitete – vielleicht die Warnung, den Schlüsselbund niemals auf die glühende Herdplatte zu legen? Seitdem der große verfaulte Baum gefällt worden war, der mit seinem Laub den rotglühenden Schlüssel beinahe vollständig verdeckt hatte, fiel von diesem roten Licht etwas in mein Zimmer, ein schwacher, unbestimmt theatralischer Schein, der den leeren Raum möblierte; ich schlief gern dabei ein, und wenn ich nachts erwachte, umgab mich die Stimmung einer altmodischen Dunkelkammer.

Das Haus war groß, enthielt hauptsächlich aber Zweitwohnungen, die meisten Mieter habe ich nie gesehen, es gab Tage, an denen die Verlassenheit dieses Hauses auch dann spürbar wurde, wenn ich meine Räume gar nicht verließ und mich inmitten der leeren Gehäuse um mich herum fühlte wie der Portier eines Bürohauses am Wochenende. Aber das war mir gerade recht so. Zu den wenigen Dingen, die ich gelernt habe, gehört es, jene Wochen und Monate der Stille zu schätzen, die man erlebt, wenn man in eine neue Stadt zieht und dort keinen Menschen kennt. Alleinsein, sich seinen Gedanken hingeben, wenig sprechen, sogar ein wenig Trübsal blasen – wenn man das erst einmal als wiederkehrendes Erlebnis begriffen hat, dann kann man ihm eine Dichte abgewinnen, in der man die Zeit geradezu tropfen hört. Noch nicht einmal die Bücher hatte ich ausgepackt, lag nur einfach, wenn es dunkel wurde, auf dem Bett und sah den Schatten zu, die manchmal durch den roten Schlüsselschein, das kühle Feuer dort draußen wanderten. Die Geräuschlosigkeit des Hauses steigerte sich dann in ein leises Rauschen wie aus einer Muschel, und auf diesem Rauschen trieben einmal eine Stimme, einmal ein leise bullerndes Motorrad oder ein knappes, sofort ersticktes Bremsenquietschen wie Korken auf schneller Strömung an mir vorbei. Kleine Vorfälle erhielten Gewicht und ließen mich grübeln. Was ich sonst nie beachtet hätte, wurde mir zu einem Rätsel wie ein Traumbild, dem man nach Erwachen noch eine Weile nachhängt. Spuren nachgehen, Indizien sammeln, um sich daraus ein Bild verborgener Vorgänge zu machen, sich in versteckte Verhältnisse, die nur in winzigen Erschütterungen an die Oberfläche der Wirklichkeit gelangen, hineinzuphantasieren, das war mein verantwortungsloses und selbstverständlich ganz planlos betriebenes Vergnügen.

Wenn ich meine Wohnungstür aufschloß, drang hinter

der benachbarten, sehr großen und hohen, mit graviertem Milchglas versehenen Flügeltür, die offenbar in eine geräumige Wohnung führte, ein Quieken hervor, als spiele dort jemand mit einem Gummitier. Zunächst gab es kein Namensschild an dieser Tür, dann prangte eines Tages ein offenbar altes Messingtäfelchen daran: »Frhr. v. Sláwina« hieß der Mensch, bei dem es so aufgereggt quiekte. Ein Name aus der Sphäre der Donaumonarchie, wie ich vermutete, dazu paßte auch das große Hirschgeweih, das in dem sonst unmöblierten Entrée aufgehängt war. Sekundenlang sah ich seine Spitzen durch den geöffneten Türspalt, dann fiel die mit drei Riegeln beschwerte Tür ins Schloß.

Eines Abends standen dann zwei leere Rotweinflaschen vor der Tür, schon aus der Ferne minderwertig wirkend, mit obskuren Etiketten, Wein, wie man ihn nachts an einer Tankstelle kauft. Das Haus, in das ich eingezogen war, galt in der Makler-Sprache als »gepflegt« – man hätte auch von kompromißloser Unpersönlichkeit sprechen können. Leere Flaschen standen vor den anderen Wohnungstüren jedenfalls nicht herum, und diese beiden Phantasie-Schloßabfüllungen verharrten lange auf ihrem Platz, bis sie am Samstag abend schließlich verschwunden waren. Hätte ich mich nicht in meinem milden Einsamkeitsrausch befunden, ich hätte diese Flaschen unter dem altmodischen Messingschild »Frhr. v. Sláwina« gar nicht wahrgenommen, ich bin selber sehr unordentlich, ich wäre der letzte, der sich für leere Rotweinflaschen vor ander Leuts Türen interessiert, aber nun geriet mir alles zum Stilleben, das zur Betrachtung einlud.

Etwas später begegnete ich auf der Treppe einer alten Frau mit langen grauen Haaren, die nicht frisch gewaschen waren. Sie war sehr zart und gebeugt, trug einen sandfarbenen Kaschmirpullover und Hosen und blickte mich schüchtern, ja geradezu demütig an, als bestehe die Gefahr, daß ich Aus-

künfte von ihr verlangte. Sie hatte einen kleinen zierlichen Dackel an der Leine, einen Zwergdackel mit übergroßen Rehaugen und flinken Bewegungen, aber ebenso ängstlich wie seine Herrin, ein teurer Hund, so kam mir vor, eine seltene Züchtung, der die für ihn hohen Stufen mit geschmeidigen schlangenartigen Bewegungen gleichsam hinauffloß. An diesem Tag stand eine zersprungene grüne Plastikente vor der Tür des Freiherrn, ein schwimmtüchtiges Badewannenspielzeug. Gab es in der großen Wohnung ein Kind? Gehörte das Quietschen zu einem Dreijährigen, zu dem Hund oder zu der Ente? Bei diesen Fragen verweilte ich ein wenig, ich stellte mir sogar die Greisin quietschend vor, aber das wollte nicht gelingen, bei ihr lag ein leises Wimmern näher. Später sah ich ein paarmal einen rothaarigen, angelsächsisch wirkenden Mann in fein gestreiftem Geschäftsmannsanzug aus der Wohnung kommen, er ließ die Tür besonders satt scheppernd ins Schloß fallen, es teilte sich im Geräusch mit, wie schwer die Tür armiert war. Der Mann wirkte unangenehm berührt, als er mich sah, er wandte den Kopf ab und grüßte nicht; vor der Tür standen jetzt übelriechende Mülltüten, die auch Pizzakartons mit angenagten Resten enthielten. Im ganzen Treppenhaus verbreitete sich der Geruch der gewürz- und ölgetränkten Pappkartons, die ältere Frau im ersten Stock, die nur selten da war, mußte ausgerechnet von ihrer Reise nach Hause kommen, als diese kalte Pizzawolke im Treppenhaus hing, und machte Lärm, vergeblich allerdings, auf Telefonate und Klingeln rührte sich in der Wohnung nichts. Sie ließ dann die Müllsäcke von ihrer Putzfrau hinuntertragen. War der rothaarige Angelsachse vielleicht doch Baron Sláwina? Ich kam von dieser Vermutung wieder ab, als ich ihn mit dem Briefträger englisch sprechen hörte; wie befriedigt war ich, daß dies Buttermilchgesicht wirklich mit der englischsprachigen Welt verbunden war. Es klangen

nun auch gelegentlich Klavierakkorde durchs Treppenhaus, in wiederholten Anläufen übte sich jemand in Sláwinas Wohnung in einer Liszt-Mazurka. In diesen Läufen war der Ehrgeiz zu spüren, sich nicht zu betrügen, die schwierige Stelle mit einem dissonanten Akkord wirklich zu bewältigen und nicht in seliger Dilettantenart darüber hinwegzugleiten – ich versuchte, diese Verbissenheit physiognomisch mit der Erscheinung des rothaarigen Angelsachsen zu verbinden, der bei Begegnungen wegblickte – stand dies Abwenden nicht doch in innerer notwendiger Verbindung mit einem einsamen Kunstheroismus? Unten im Eingang wartete ein Rollstuhl mit einem Etikett der Singapore Airlines – darauf die Adresse: »Mrs. Tamara Kakabadze, c/o Sláwina«. Im Briefkasten fand ich die Nachricht, ein Paket für mich sei bei Sláwina abgegeben worden, mit einer Telephonnummer. Mehrmals rief ich bei meinem Nachbarn an, durch dessen breiten Flur die Klavierläufe rauschten, aber niemand nahm ab. Erst am nächsten Abend meldete sich eine weibliche Stimme, jung, zerstreut, mit englischem »Hello?«, verträumt fragend, als sitze die Sprecherin in einer tiefen Grotte und prüfe dort einsam das Echo. Ich kam kaum dazu, nach meinem Paket zu fragen.

»It's outside«, unterbrach sie mich in fernem Singsang, der sich auf »tut mir leid« reimte – nein, das war ganz gewiß keine Angelsäxsin, die kam von weit her – aus Asien, woher auch der Rollstuhl herbeigeflogen war? Wie eilends ich auch zur Tür stürzte, ich kam zu spät. Draußen lehnte das Bücherpaket, wie von Zauberhand herbeigebracht, und das Schloß der Nachbartür klickte – nicht zugeschmissen, wie bei dem Mann, sondern zugehaucht – ich stellte mir vor, die Sprecherin habe den Nachmittag im Bett verbracht, im Dunkeln womöglich, und gehe jetzt bei hereinbrechender Dämmerung erst ins Bad. Auf keinen Fall gehörte die Stimme zu der

dicklichen Philippinin mit den pockennarbigem Wangen und dem Samthaarreif, die Samstag morgens mit Mülltüten beladen aus der Wohnung kam und sämtliche Schlösser mit Schlüsseln von einem großen Schlüsselbund rasselnd wie ein Burgtor verschloß. Die Frau antwortete nicht auf meinen Gruß und sah mich nur mit durchdringendem Ernst an. Diese Verschlossenheit kam ihrer Profession entgegen, Hausbesorger sollen diskret sein. Aber natürlich wartete ich auf die Frau mit der weichen, singenden Stimme und wurde gefoppt und enttäuscht – immer andere Leute kamen aus der Wohnung, nur sie nicht, die ich vermessener- und unrealistischerweise an ihrer Stimme auch physiognomisch glaubte erkennen zu können. War der ältere, dunkelbraunhäutige, indisch-paschtunische Sportsmann mit dem hängenden weißen Schnurrbart und den Schweinslederlippen ihr Vater? Ich konstruierte eine Familie um Sláwina herum, die Greisin mit dem zarten Dackel war seine Schwiegermutter, der Paschtune sein Schwiegervater, der rothaarige Angelsachse sein Schwager aus erster Ehe, aber diese Schlüsse überzeugten mich selber nicht, sie glitten aus meiner Phantasie rasch wieder davon. Denn in welchem Verhältnis standen die beiden jungen Männer in Jeans zu der Frau mit der weichen Stimme? Ich habe beide nur von hinten gesehen, sie hatten Tüten dabei, in denen es klirrte, ein Junge mit nacktem Oberkörper öffnete ihnen – schwupp, waren sie verschwunden. Hatte man die vier leeren Sektflaschen, die am nächsten Tag vor der Tür standen, in ihrer Gesellschaft geleert? Erst drang nichts anderes als Klavierläufe und Quieken aus der Wohnung, dann hörte auch das auf, und das einzige Lebenszeichen aus der Sláwina-Wohnung war nun ein großer Wasserfleck an der Wand des Treppenhauses, dort mochte wohl das Bad liegen – oder sickerte das Wasser doch vom Stock darüber?

Eines Morgens stand der Hausverwalter mit einem Handwerker im Treppenhaus und schüttelte beim Anblick des Flecks den Kopf. Er habe dem Herrn Sláwina eigens gesagt, daß er die Sauna nicht benutzen dürfe – die Sauna sei nie dicht gewesen, trotz zahlreicher Reparaturen, sie müsse dort wieder herausgerissen werden und bis dahin – in diesem Augenblick öffnete die Philippinin die Tür, sandte uns einen mißtrauischen Blick zu, runzelte die Stirn und begann, alle Schlösser der Wohnungstür abzuschließen. Wo sei Herr Sláwina? fragte der Hausverwalter, und sie gab zur Antwort: »Sláwina no, Sláwina no, Sláwina nix« – einem Haiku ebenbürtige Verse, und stieg mit unbewegter Miene die Treppe hinab.

Es gibt Geheimnisse, die uns nicht mehr fesseln, wenn sie allzu unauflöslich bleiben, und Anstrengungen, die über mein spekulierendes Kombinieren vor dem Einschlafen hinausgingen, hatte ich ohnehin nicht im Sinn, um zu erfahren, wie in der Nachbarwohnung gelebt wurde. Meine Abende wurden abwechslungsreicher, ich machte Bekanntschaften in der Stadt und fing an, mich zu verabreden und auszugehen. Titus Hopsten lud mich in sein Elternhaus ein, und von da an war ich nur noch selten zuhause, denn seine Schwester Phoebe zog einen ganzen Schweif von Leuten hinter sich her, die alle freundlich und neugierig auf ein neues Gesicht waren. Eines Abends stand ein junger Türke in Lederjacke auf den Eingangsstufen meines Hauses, weißhäutig und schwarzhaarig, er streckte die Nase in die kühle Luft, als nehme er Witterung auf, um dann ins Leben hineinzustoßen wie ein Adler, ganz und gar mit dem Lebendigkeit beschäftigt, oben fiel die Sláwina-Tür charakteristisch schwer ins Schloß, der junge Mann streckte sich, sprang die Stufen hinab und rannte los. Vorn lag die Zukunft, das Vergangene ließ er hinter sich zurück.

»So müßte man immer leben«, dachte ich, aber wer da bei Sláwina ein und aus ging, das war mir inzwischen gleichgültig. Und es dauerte dann auch noch Monate, bis ich den Freiherrn von Sláwina endlich selber sah.

3.

Das Mädchen im Zug

Eine regelrechte Einladung konnte man Titus Hopstens Aufforderung, ich möge am Sonntag nachmittag hinaus ins Haus seiner Eltern kommen, dort seien »ein paar Leute«, wahrlich nicht nennen, aber unter Verwendung des Wortes »einladen« den Halbfremden dort hinaus zu bitten, hätte er wahrscheinlich hoffnungslos spießig gefunden. Ich konnte mir bei diesem jungen Mann mit dem verwöhnt-hübschen, ein wenig spitzen Gesicht ein grundsätzliches Mißtrauen gegen jede Art von Formeln vorstellen, als sei alles, was man so sagen könne, im Grund unmöglich. Wir standen in einer nach Büroschluß überfüllten Bierkneipe, es war ein Getümmel von dunklen Anzügen, aber die Krawatten waren zum Teil schon abgelegt, denn es war ein geradezu verrückt heißer Tag, wie er, so lernte ich bald, in Frankfurt nicht selten ist. Die Hitze brachte eine Ausnahmestimmung hervor, die Leute, die nicht erschöpft waren, gerieten außer Rand und Band. Er allein schien von der Hitze unberührt. Er schwitzte nicht, als bestehe seine Haut aus einer wärmedämmenden Substanz. Tatsächlich war die Hand, die er mir zur Begrüßung reichte, klein und leicht. Eine Zufallsbekanntschaft, und er gab mir während der ganzen Unterhaltung das Gefühl, als sei er darauf aus, mir so schnell wie möglich zu entkommen, nachdem wir ein paar gemeinsame Bekanntschaften festgestellt hatten. Das Telephon verdarb ihm die Stimmung, seine bemühte Freundlichkeit verschwand, sowie er sich seinem Apparätchen zuwandte und lakonisch und nicht ohne Schärfe hin-